

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Rgr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 1.

Donnerstag, am 10. Juli.

1851.

### Jost Artus Pilgerfahrt.

Nach einem alten handschriftlichen Tagebuche mitgetheilt.

**A**uf nach Palästina! Zum heiligen Grabe in Jerusalem! So ertönte der Ruf mehrere Jahrhunderte lang durch die deutschen Gaue. Fürsten und Grafen, Priester und Laien ergriffen den Pilgerstab, ja selbst Frauen und Mädchen zogen mit, um die Stätten zu besuchen, wo die Wiege des christlichen Glaubens zu finden war.

Jost Artus, ein Bader von Babenhausen, jung und lustig, mit einem Herzen voll Wanderlust, ging in der Charwoche des Jahres 1483 nach Ulm, um bei seinem Dheim mütterlicher Seits das heilige Osterfest zu feiern. Ihm lag daran, fremde Länder und Städte zu sehen, und recht weit in der Welt herum zu kommen, vertrauend auf die Kunst des Bartscheerens und des Lautenspielens, das er bei einem reichen Liedervorrath gar meisterlich verstand.

Als er sich in Ulm schaulustig umhertrieb, vernahm er eine neue Mähr, die gar lieblich in seine Ohren drang. Es rüsteten sich nämlich viele Ritter und Edelleute zu einer Wallfahrt nach Palästina, und namentlich hielt sich Hans von Truchseß in

Ulm auf, um den berühmten Reisenden Felix Fabri, der zur Zeit Lesemeister und Prediger im Predigerkloster zu Ulm war, und schon früher einmal eine Fahrt ins gelobte Land gemacht hatte, zu einer neuen Reise dahin zu gewinnen und zum Kapellan für die Reisegesellschaft zu ernennen.

Jost Artus vernahm dieß Alles aus dem Munde eines Knappen des Herrn von Truchseß, und von Stund an stand bei ihm fest, die Reise mitzumachen. Zuerst wendete er sich an Herrn Felix Fabri, der aber wies ihn an Herrn von Truchseß. Diesem eröffnete er seinen Wunsch und bekam die freundliche Antwort: „Wenn Du Lust hast, magst Du wohl mitzieh'n, denn wir können Dich gebrauchen, da Du das Baderhandwerk treibst.“

Frohen Sinns kehrte er in seine Herberge heim, packte seine Reisegeräthschaften zusammen, nahm Abschied von den Seinigen und zog mit dem Lesemeister Fabri lustig und guter Dinge aus den Thoren von Ulm.

Bald trafen sie mit dem ganzen Zuge zusammen, der aus vielen edelen Herren, Rittern und Knappen bestand. Ueber Innsbruck, Treviso und Meisters kam am 27. April der Zug in Venedig an. Hier hielten sie mehrere Wochen Rast, da noch täglich Pilger herbeikamen, welche dem Zuge sich

anschließen wollten. Das Leben war lustig aber theuer, und vorzüglich Wein und Brot standen hoch im Preis wegen des Krieges, den Venedig dazumal mit dem Herzog von Ferrara führte.

Der Babenhäuser Bader wohnte in einer Herberge zusammen mit einem lustigen Kaufmann aus Nürnberg, der aber die Wallfahrt nicht mit thun wollte, sondern sich des Handels halber in Venedig aufhielt. Er war aber auch ein zu weltlustiger Geselle, als daß er zu so frommen Thuen die Neigung in sich gehabt hätte. Vielmehr war er ein Freund von Wein, Gesang und Saitenspiel, und mochte wieder das nicht lieber als in Gesellschaft schöner Frauen und Mädchen. Mit ihm leerte Jost auf des Nürnbergers Rechnung manchen Becher Cypertweines, und sang ihm Lieder vor nach Herzens Lust. Beide wurden immer vertrauter mit einander, und der Nürnberger sprach eines Tages: „Nun will ich Dir auch mein Liebchen in Venedig zeigen!“

„Ist's Eure Braut?“ fragte Jost, aber lachend entgegnete der Kaufmann: „Was meinst Du wohl? Die Braut habe ich daheim, und das Liebchen habe ich hier. Bin ich fort, hat sie ein Anderer. Du kennst die Welt noch nicht, wirst Sie aber gar bald begreifen lernen.“

Der Bader schüttelte ungläubig den Kopf, ging aber mit.

Der Nürnberger trieb mit dem schwarzäugigen Mädchen viel Kurzweil, und des Lachens und Singens wollt's gar kein Ende werden. Auch wurde gespeist, und Jost Artus saß natürlich auch mit bei Tafel, aber so schwäbisch schüchtern und verschlossen, daß die Venetianerin spottend ihm sagte: Schaff Dir auch Etwas, Du unnützer Bursche. Wer lebt muß lieben, sonst lebt er nicht.

Aber Jost blieb still, und überlegte den Nachspruch bei sich. Er kam zwar zu dem Resultate, daß das nicht möglich sei, denn er lebe doch, und liebe nicht, aber es wurde ihm doch ganz sonderbar zu Muthe als er die Beiden sich einander so Herzen sah, und faßte in seinem biederem Schwabensinne den Gedanken, dahin nicht wieder zu gehen.

Bis zum 31. Mai waren die Pilger in Venedig geblieben. Nun bestiegen sie aber die Schiffe, und nahmen mit, was zu haben war, an Wein, Früchten, Kisten und Matrazzen, grauen Pilgerstöcken, gelben und rothen Stiefeln, Konfekt und Spezereien,

und für den Schiffskoch Löpfe, Schüsseln und Pfannen.

Anfangs ging die Fahrt gar herrlich von statten, als aber die Nacht kam, hatte keiner viel Freude und Ruhe auf seinem Lager, weil den Meisten das Schweben, Senken und Steigen, Knirren und Knarren des Schiffes Etwas ganz Ungewohntes war. Und als sie theilweis eingeschlafen waren, wurden sie doch gleich wieder aufgeweckt, denn plötzlich fing einer der Pilger ganz mörderlich zu schreien an, gerade als solle er ermordet werden. Alle Andern rannten wild durch einander, und es dauerte lange, bis sich die erschreckte Gesellschaft wieder beruhigt hatte.

Jost hatte einen freundlichen Reisegesellschafter, der sich Franz nannte, und angab, zu Brünn in Mähren geboren zu sein. Es war aber ein gar feiner Bursche, mit schönen weißen Händen, zartem, weichen Gesichte und ganz besonders feinen Sitten. Er trug Pilgerkleider wie die Andern und behauptete die Reise zum heiligen Grabe mit vollenden zu wollen, dieweil er's gelobt habe. Unterwegs stieß sich der zarte Franz an einem vorspringenden Brette im Schiffe so an den Fuß, daß es eine Wunde gab, und bald Schmerzen dazu kamen. Er mußte ein Pflaster auslegen und Jost war ihm dabei als erfahrener Bader, der auch mit Aderlaßschnepper und Schröpfkopf umzugehen wußte, behülflich. Bei diesem Geschäft sah er aber einen Fuß so rund und schön, als er ihn in seinem Leben noch nicht gesehen hatte. Er wagte es auch diese Entdeckung schüchtern zu äußern, bekam aber unter Lachen die Antwort: „Da hast Du noch nicht viel gesehen!“

Durch die Freundschaft mit Franz hatte Jost den Vortheil, daß er die Malische Sprache bald innebekam, und fertig reden lernte, und keine lange Weile auf der Fahrt hatte. Glücklicherweise erreichten die Schiffe der Kreuzfahrer die Insel Cypern. Es wurde gelandet, und viele stiegen aus, theils um die Stadt Nikosia zu besuchen, theils um zu dem Dorfe Anplia zu wandern, in dessen Nähe auf einem Berge das Kreuz des Schächers zu sehen ist, und zwar fortwährend wie in einer schwebenden Lage.

Auch Franz und Jost stiegen ans Land, um die Stadt Nikosia zu sehen. Sie durchwanderten die Stadt, beschauten sich den Tempel, das Begräbniß des Kreuzfahrers Johannes von Montfort, und kamen in eine Straße, in welcher Franz un-

gemein bekannt that, und vor einem Hause stehen blieb, das umgeben war von einem mit Blumen und Springbrunnen ausgeschmückten Hofe.

„Hier wart' ein wenig, Jost,“ sprach Franz, „in das Haus habe ich einen Brief zu bestellen von einem Walischen Ritter.

Er ging hinein und Jost setzte sich auf die steinerne Bank vor dem Hause. Er saß lang allein, und schaute unverwandten Blickes nach dem tiefblauen südlichen Himmel, wie er ihn in seiner Heimath nie gesehen hatte. So schön es auch hier überall war, so weh wurde es doch dem Schwaben ums Herz, wenn er an die Nebenhügel seiner Heimath dachte. Ein Lied ist für ein deutsches Gemüth stets der Gießbach gewesen, in welchem es seine innersten Gefühle hat ausströmen lassen, und war auch für Jost der beste Weg, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Er ergriff seine Laute, die ihn stets begleitete, und sang das alte deutsche Lied:

Vom Vaterland  
So fern, so fern,  
Hat mich erkannt  
Der Abendstern,  
Und lacht mich an:  
Ich kenne Dich  
Und Deine Bahn,  
Hier siehst Du mich.

Ich blick ihn an:  
Ach Abendstern,  
Auf Deiner Bahn  
So nah als fern,  
Wie freu' ich mich  
Dich hier zu seh'n!  
Du kannst, nicht ich,  
Zum Liebchen gehn.

Da klatschte es über ihm in die Hände, und als er aufsah, stand sein Reisegenosse auf dem Söller, und neben ihm eine Frauengestalt, umhüllt mit einem Schleier. Das wird, dachte Jost, just gerade so eine Geschichte sein wie mit dem Nürnberger Kaufmann und seiner Herzliebsten in Venedig, aber ganz so flüchtig schien die Bekanntschaft doch nicht gemacht zu sein, denn Franz rief von oben herab:

„Guter Jost, lebe für jetzt wohl. Ich bleibe hier und ziehe nicht weiter mit. Kehrst Du einmal glücklich von Jerusalem zurück nach Cypem, so suche mich hier auf. Deine Neugierde kann und

darf ich jetzt nicht befriedigen; wenn Du wiederkommst, sollst Du Alles erfahren. Zum Abschied warf er ihm einige Limonien zu, und verschwand dann zum Söller. Bald ließ er auch sein Reisezeug vom Schiff holen, so daß Alle, die ihn gekannt hatten, erstaunten. Niemand konnte sich denken, warum er in Cypem blieb. Einige meinten: Er wird wohl Bekannte gefunden haben, aber der Patron sagte: *Vero é che le montagne non si ricontrino, ma gli huomini.* (Berg und Thal kommen nicht zusammen, wohl aber Menschen.) Jost mußte wohl oder übel ohne seinen Reisegenossen absegnen, so leid es ihm auch that, denn er hatte ihn recht lieb gewonnen.

Das heilige Land! das heilige Land! ertönte eines Morgens der Ruf durch das ganze Schiff, und wirklich, vor ihnen lag es, das gelobte Land Palästina. Der oberste Geleitsmann von Jerusalem, genannt der Kreuzelmann, kam an das Schiff herangefahren, bewillkommte die Kreuzfahrer, und gab ihnen Anleitung, wie sie sich verhalten sollten. Darauf geleitete er sie an das Ufer vor Joppe. Alle fielen, als sie das Land betraten, nieder, und beteten zu Gott, und dankten ihm für seinen Schutz. Vor ihnen saßen alte Sarazenen mit grauen Bärten auf den Teppichen, ließen sich einen Pilger nach dem andern vorführen, fragten nach ihrem Namen, und ließen sie in ein Gebäude bringen, das dem abendländischen Schafstall gleich, wie Jost zu bemerken Gelegenheit nahm. Drei Tage mußten sie hier verweilen, dann wurden ihnen Esel gebracht, auf denen sie von Joppe nach Rama ritten. In die Stadt selbst durften die Pilger nicht reiten, sondern mußten zu Fuß hinein gehen, weil der Thadi der Sarazenen darin seinen Sitz hatte. Von Rama weiter ging die Reise an Emaus Sylo, dem heiligen Delberg vorbei nach dem Therebintenthal. Gärten, Bäume und Stauden von seltsamer Gestalt und Größe, Zäune und Felsen begrenzten hüben und drüben den Weg. Der erste freie Blick, und vor den Reisenden lag vom Sonnenglanz beschienen die alte Stadt Jerusalem mit dem Berge Zion. Und wieder knieten sie nieder und beteten.

Zwei Tage ruhten die Pilger, dann zogen sie gen Zion, hörten die Messe in der St. Thomas-Kapelle und rüsteten sich zur Prozession. Tags darauf besuchten Alle mit Wachskerzen versehen den

Tempel, das heilige Grab darin, und den Calvarienberg. In der Nacht zogen sie aus und besuchten die heiligen Stätten außerhalb Jerusalem, gingen nach Bethlehem, sahen die Krippe und das große Kloster, das fast ganz zerstört war. Eine Legende knüpft sich an das Tafelwerk dieses Gebäudes: Ein Sultan wollte die Kirche zerstören, und befahl alle Tafeln auszubrechen aus dem Gemäuer. Als aber die Arbeiter damit begannen, huschte plötzlich eine lange feurige Schlange aus der Mauer und lief blitzschnell an der glatten, polirten Wand hin. Und als sie eben so schnell verschwand, waren die funfzig Tafeln, über welche sie hingeglitten war, zerspalten, gerade als wären sie mit glühenden Eisen auseinander gesprengt.

Am heiligen Grabe kamen die Edelleute um Mitternacht zusammen, um sich von Bruder Hans, der dazu Gewalt vom Papst und Kaiser hatte, zu Rittern des heiligen Grabes, auch goldne Ritter genannt, schlagen zu lassen. Unterdeß besuchten die Uebrigen den Jordan und die Rosen um Jericho.

So waren sie denn nun an allen den heiligen Stätten gewesen, und hatten den Zweck ihrer Reise erfüllt. Nun sehnten sie sich aber auch Alle wieder in das Vaterland, und zogen eilig nach Toppe zurück zum Strande. Nach langen Mühseligkeiten gelang es ihnen, auf die Schiffe zu kommen, und froh waren Alle, als sie wieder an Cypren landeten.

Jost Artus hatte seinen lieben Reisegenossen Franz nicht vergessen über den Wundern im gelobten Land, und war unter denen, die vor Cypren ausstiegen und sich ans Ufer fahren ließen. In Nikosia fand er Straße und Haus wieder, in welches er Franz hatte verschwinden sehen, und ging gerade zu in den Hof. Oben am Fenster stand ein Weib. Jost winkte ihr, und sie sah heraus, und fragte, was es gäbe? Jost erkundigte sich nach seinem hier zurückgelassenen Franz, worauf sie ihn bat, nur hinaufzukommen. Als Jost das weiche Stimmchen hörte, war ihm gar wunderbar zu Muthe, aber noch mehr erstaunte er, als das schöne Mädchen im Hause die Thüre öffnete und sprach: „Tritt nur herein.“ Bist Du glücklich von Jerusalem zurück, und hast Dir Absolution geholt?“ Jost war wie versteinert. Das Mädchen lachte aber laut auf und fuhr fort: Kennst Du mich denn schon nicht einmal mehr? Ich bin ja Franz!“

Jost sah wirklich die Wahrheit dieser Behauptung ein, wußte aber noch immer Nichts zu reden, so erstaunt war der Schwabe über die Metamorphose. Er wurde in eine nette freundliche Stube geführt, und bekam Wein, Früchte und Zuckerwerk von mancherlei Art vorgesetzt. „Ja sieh,“ sagte das Mädchen, als sie sich beim Essen und Trinken gegenüber saßen, „da ist auf einmal aus mir ein Mädchen geworden.“ „Ich sehe es wohl, kann es aber nicht recht begreifen,“ erwiderte der Schwabe, und trank ihr nach heimathlicher Sitte auf ihre Gesundheit eins zu. Sie that Bescheid, und erzählte: Sieh' Jost ich bin halb welschen halb deutschen Blutes, und kann Dir meine Geschichte nicht ganz erzählen. So viel aber sollst Du wissen, daß ein Wale mein Geliebter war, der im Dienste der Benediger nach Cypren gegangen war. Hier starb er, und vermachte mir Alles, was er gehabt hatte. Das erfuhr ich durch einen Brief seiner Schwester, die mich vermochte hlerher zu kommen und die Sachen abzuholen. Sie will in ein Kloster gehen, und ich ziehe wieder nach Deutschland. Willst Du auf mich warten, so können wir wieder zusammen reisen, und Du sollst keinen Heller Kosten haben.

Jost war gleich bereit und erklärte warten und mit ihr reisen zu wollen. Er brachte auch seine Sachen vom Schiffe an's Land und logirte sich in Nikosia bei einem Apotheker ein. Franz, oder vielmehr Signora Franziska sorgte so für ihn, daß er sich um gar Nichts zu bekümmern brauchte. Dafür mußte er ihr aber auch täglich einige deutsche Lieder vorsingen und mit der Laute dazu spielen. Sein Singen wurde aber auch noch anderweit begehrt. Der Apotheker hatte eine Schwestertochter Namens Apollonia in seinem Hause, die so etwa 17 Sommer erlebt hatte, und die Deutschen Lieder für ihr Leben gern hörte. Eben so lieb war es ihr auch, wenn Jost von seinem Zuge nach dem heiligen Lande erzählte. Nur sie selbst wollte nicht nach Palästina, und meinte: Es ist doch große Gefahr und Mühe darum, will lieber daheim bleiben. Haben wir doch auch schöne Heiligthümer hier, und ganz besonders meine Schutzpatronin die heilige Apollonia, die den Mädchen zu frommen Männern hilft.

Bei derlei Reden dachte allemal Jost im Stillen: „Wenn ich jetzt Etwas sagte, so würde mir

wohl die Heilige schnell zur weniger heiligen Apollonia verhelfen. Das wäre aber für unsern Ulmer Bartscherer ein großes Unglück gewesen, da er nicht recht Geschmack finden konnte an den Mädchen in Welschland und Cypern. Auch mit Apollonia hätte er es nicht allzulange auszuhalten vermocht. Ihre schwarzen, wie Karfunkel blühenden Augen gefielen ihm eben so wenig, als ihr lebendiges und behendes Wesen und ihr Zorn. Ihr Onkel war ein alter Mann, der nur immer mit Pflanzen und Kräutern zu thun haben wollte. Ihm schenkte Fost seine Jericho-Rose, der Nichte aber gab er zwei Steine aus dem Stalle zu Bethlehem.

Signora Franziska erschien eines Tages und sprach: „Nun rüste Dich zur Abreise. Alles ist fertig und in Ordnung.“ Apollonia die um Fost's Herz ein Fangnetz geworfen zu haben glaubte, fragte: „Was Fost, Du willst mit fortreisen?“ „Freilich,“ antwortete er, „ich muß heim, wo meine Braut auf mich wartet.“ Kleinmüthig gab sie ihm darauf die Steinchen zurück und sprach: „Da, gieb sie ihr.“

Nach drei Tagen segelte das Schiff ab, und glücklich kamen die Reisenden nach Venedig. Hier schenkte ihm seine Reisegefährtin zwölf Zechinen, und nahm Abschied. Frage nicht mehr nach mir, Du siehst mich nie wieder, hatte sie ihm zuletzt gesagt. Und er sah sie auch nicht wieder. Die hätte er aber gerne mit nach Ulm genommen als sein liebes Weib, doch er sagte sich selbst „das konnte nicht sein“: So wanderte er allein fort, und kam über Augsburg frisch und munter bei den Seinigen wieder an. Er wird ja hoffentlich später noch einen Ersatz für Signora Franziska gefunden haben.

— H. Gg. —

## Ein Bild aus dem Leben.

Von

Sermine Bohde.

1.



Ein trüber Märznebel hüllte mit seinen grauen Schleier das freundliche Provinzialstädtchen P. . . . in Norddeutschland ein.

Das düstre Gewand der Natur schien auch auf die Gemüther der Familie des Hauptmann v. Reinhardt einen erdrückenden Einfluß zu üben; denn mit erbleichtem Angesicht und matt verweinten Augen saß die Hauptmännin an dem Fenster an ihrem Nähtisch und bedeckte sich das Gesicht mit ihren Händen.

Der Hauptmann ging in sehr aufgeregter Stimmung in dem Gemach auf und ab, und als sein zornig blickendes Auge auf seine leise weinende Tochter Elise fiel, hob er in verhaltenem Ingrimm an: „das ver. . . . Weinen; ich kann es für den Tod nicht leiden, wenn ich immer diese Thränen fließen sehe; hast Du Lust Dich aus zu weinen, so trolle Dich auf Dein Zimmer, mich verschone aber mit diesem Anblick.“

Doch Elise, ein schönes, bleiches Mädchen, auf deren weiches Gemüth die unglückliche Ehe ihrer Eltern, der Fluch, der auf ihrem Hause zu liegen schien, einen tiefen Eindruck machte, stand mit stärker hervorbrechenden Thränen von ihrem entfernten Sitze auf, trat schnell zu ihrer tiefgebeugten Mutter, schlang ihren Arm um ihren Hals und weinte auf ihrer Schulter die bittersten Thränen.

„Ihr werdet mich noch rasend machen mit Euren ewigem Weinen,“ rief der Hauptmann mit ausbrechendem Zorn: „jetzt, sage ich zum letzten mal, daß Du auf Dein Zimmer gehst, Elise, sonst möchte ich vergessen, daß die Kinderjahre bereits hinter Dir liegen.“

Bei diesem Ausspruch erhob sich Elise, sah ihren Vater mit den kohlschwarzen Augen, die noch von Thränen glänzten, ruhig eine Zeit lang an, küßte dann ihrer Mutter die Hand und verließ mit unhörbarem Schritt das Zimmer.

Der Hauptmann sah ihr mit finsterner Stirn nach, und eine Todtenstille herrschte in den Räumen des Zimmers, die aber des Hauptmanns Sohn, sein Liebling, ein vorwitziger Bursche von zwölf Jahren mit den lachenden Worten unterbrach: „nicht wahr, Vater, die Elise würde klug thun, wenn sie ihre zimperlischen Thränen in Gold verwandeln könnte? Ja, Gold ist die Hauptsache im Leben, ohne dieses kann man sich nicht einmal einen lumpigen Biegehainer kaufen, den ich grade heut' brauche. Vater, kannst Du mir nicht wenigstens 15 Sgr.

geben? Ich brauche sie nothwendig." Dabei trat er mit seiner gewohnten Dreistigkeit zu dem Vater.

„Du kannst noch mehr als dies erhalten," herrschte der Hauptmann ihn an, „denn wenn Du Deine leichtfertige Zunge nicht im Zaume halten kannst, so soll meine Reitpeitsche Dir ihre Liebe erklären."

Heinrich sah den Vater mit einem spöttischem Zug seines Gesichtes an, warf die blühenden Lippen trotzig auf, und als der Vater dies Benehmen mit Nachdruck rächen wollte, war der trotzig Bursch mit einem Satz zum Gemach hinaus.

Der Hauptmann, noch mehr dadurch erregt, durchschritt wieder hastig das Zimmer, trat nach einer Weile vor dem Spiegel und sah hinein, ob seine Fläche ihm ein ruhiges Antlitz zeige. Das Ergebnis mußte befriedigend ausfallen, denn er hob in sanfterer Stimme an, indem er sich an seine Gattin wandte: „fühlst Du Dich, liebe Frau, so gestimmt, in ruhigem Geist eine Mittheilung anzuhören, und dann Deine Ansicht mir darüber zu sagen?"

Die Hauptmännin sah mit dem feuchten Glanz ihrer Augen den Gatten an, der mit scharfem Blicke jede ihrer Bewegung beobachtete, und sagte weich: „Ich bin bereit, Deine Wünsche anzuhören."

„Aber nicht mein Engel in so scharfer abgesonderter Stellung von Deinem treuesten Freunde. Denn Du hast doch die gewisse Ueberzeugung in Deinem Inneren, daß alle meine Handlungen von dem Impuls geleitet werden, das Glück meiner Familie zu begründen?"

Er sah bei dieser Frage seine Gattin scharf an, als wollte er erforschen, welchen Affect seine Versicherung auf sie ausüben werde. Aber die Hauptmännin blieb von diesem Ausspruch seiner wohl berechneten Combination unangesprochen und erhob sich auf seine Andeutung, um neben ihm auf dem Sopha Platz zu nehmen.

Der Hauptmann ergriff ihre Hand und fragte mit Accent, während seine Augen blitzten: „Antwort mir aufrichtig, liebe Frau, ist es nicht der innigste Wunsch Deiner Seele, ein sorgenfreies Leben in unserem Hause einkehren zu sehen?"

Die Hauptmännin erhob wie eine gebeugte Lili das kummervolle Antlitz und entgegnete mit erhobener Stimme: „welche Frage! Ich würde glücklich sein, könnte dieser Zeitpunkt noch einmahl eintre-

ten, wo ich nicht mit heißen Sorgen jeden anbrechenden Morgen auf meinem schlaflosen Lager begrüßen, bei jedem Anklopfen an unsere Thür nicht fieberisch erzittern dürste, weil ich beim jedesmaligen Deffnen derselben dem Eintritt der Schuldner entgegen, und mich ihren rohen Worten Preis gegeben sehe. O, ich würde," setzte sie mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu: „wähnen, meine irdische Aufgabe sei gelöst, und ich eingegangen in das Reich der Geister, wo keine materiellen Sorgen uns mehr beängstigen."

„Nun, wenn die ahnende Seligkeit einer solchen Zeit so lebhaft in Deiner Brust wohnt, so wirfst Du gewiß mit Freuden die Hand dazu bieten, um dieses neue Stadium bei uns eintreten zu sehen," erwiderte der Hauptmann freundlich und drückte die Hand seiner Frau zärtlich.

„Wenn es in meiner Macht steht, dann, Reinhardt, wird und muß diese Aenderung eintreten," hob sie mit erhöhter Stimme an, und eine leichte Röthe flog über die abgehärmten Wangen. Doch bald senkte sie das Auge auf ihren Gatten und sagte unendlich weich: „Du hast, lieber Reinhardt, in Deinen Folgerungen Dich gewiß getäuscht, indem Du annahmst, ich könnte zur Gestaltung dieses häuslichen Glückes beitragen. Mein Muth, die Kraft meines Geistes ist gebrochen, ich vermag nicht mehr eine Verbesserung unsrer Umstände herbeizuführen."

Hauptmann Reinhardt hatte diese Erwiederung seiner Frau mit düsterer Stirn angehört. Seine Lippen schienen, wie von einer inneren Gewalt beherrscht, zu erbeben, doch bezwang er sein Naturell, schlang seinen Arm um seine Frau, und fragte mit innigem Tone: „Nicht wahr, liebe Frau, das innigste Gefühl der Liebe hatte Dich bestimmt, mir Deine Hand zu reichen? Es war nicht der Impuls, die Gattin eines Hauptmanns, und durch ihn des Adels theilhaftig zu werden, was Dich dazu bestimmte?"

„Wohl mögen viele Mädchen, von den Vorrechten Deines Standes geblendet, bewogen werden, aus der Sphäre des bürgerlichen Lebens an der Hand ihres erwählten Freundes in den Kreis der Aristokratie einzutreten! ach, sie ahnen in ihrer Verblendung nicht die Dornen, die ihrer dort warten. Bei mir" sprach sie wieder, „war es die reinste Liebe, die mich dazu leitete, denn meine Stellung in dem Kreise meiner Eltern, Freunde war so angenehm,

daß ich süßwahr, wenn nicht eben mein Herz in heißer Liebe Dir entgegen schlug, ihn nicht verlassen durste, um in der Stellung, in die ich durch Dich versetzt ward, die bitteren Erfahrungen zu machen, daß man in mir stets nur die Bourgoisie erkennen werde."

Der Hauptmann schien von den Endworten keine Notiz nehmen zu wollen, denn er hob mit heiterer Stimme an: „Ja, ich weiß, daß Du mich, liebe Frau, innig geliebt hast, und daß auch jetzt trotz unserer Sorge dies Gefühl in deiner Brust lebt.“ Dabei schloß er sie in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Die Hauptmännin, die schon längst der Aufmerksamkeit ihres Gatten entwöhnt war, durchrieselte ein Schauer bei dieser Umarmung, und ahnend, wohin diese Zärtlichkeit führen sollte, richtete sie sich in den Armen ihres Gatten in die Höhe, und fragte im ernstesten Tone: „Noch hast Du mir nicht gesagt, lieber Reinhardt, in welcher Weise ich Deinem Wunsch genügen soll?“

„Sollte es Dir dein scharfer Verstand nicht gesagt haben, daß die Goldquelle Deiner Mutter mein Hafen ist?“ fragte der Hauptmann rasch.

„Von meiner Mutter wünschst Du Hülfe?“ entgegnete schmerzlich die Hauptmännin, „dann muß ich mit bitteren Gefühlen Dir bekennen, daß auf diese Weise nie eine Aenderung in unserem Labyrinth eintreten wird.“

„So?“ fragte mit höhnischem Ausdruck der Hauptmann und sein Gesicht verzog sich zu einer grinsenden Larve, und der zärtliche Ehemann war wie mit einem Hauch verweht; und kalt setzte er hinzu: „und doch wird Deine Mutter mir Geld geben, so wahr ich vor Dir stehe!“

„Da möchtest Du doch wohl die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben,“ antwortete in hoher Ruhe die Hauptmännin, denn sie fühlte, daß sie jetzt an dem Wendepunkt ihres Lebens angelangt sei, und fügte daher mit aller Würde hinzu: „bedenke, lieber Reinhardt, welche bedeutende Summe unsere gute Mutter uns schon gab; und wir können doch unmöglich immer neue Forderungen an ihre Güte stellen.“

„Ich wäre doch begierig zu vernehmen, in wie fern Deine Mutter, die reiche Madam Wahlmann, den Hauptmann von Reinhardt auf direkte

Wesse durch ihr Geld ihre Liebe bewiesen hätte?“ fragte er mit sardonischem Lachen.

In der Tiefe ihres Herzens beleidigt, hob die Hauptmännin dennoch sanft an: „erlaube mir erwähnen zu dürfen, daß meine Mutter, als Du um meine Hand warbst, die gerichtliche Verschreibung gab, uns jährlich 600 Thaler, als Zulage zu geben. In ihrer Güte für uns gab sie mir ein zweites Schreiben, worin sie versprach, in einem Zeitraume von zwölf Jahren uns ein Capital von 12000 Thalern auszuzahlen. Sie hat Wort gehalten, und als das Unglück mit Gustav eintrat, haben wir selbst gesagt, daß es mit den letzten 4000 Thalern keine Eile hätte, und so hat sie die letzt genannte Summe uns erst voriges Jahr gezahlt.“

„Ha, ha, ha,“ fuhr mit dämonischem Lachen der Hauptmann auf, „und das nennst Du Güte, was Nichts als ihre verdamnte Schuldigkeit war? Glaubst Du denn, daß damit der Ehre genügt ist, die Tochter als eine gnädige Frau erkennen zu dürfen?“ Hier hielt er einen Augenblick inne, denn seine Frau sank wie vernichtet auf das Sopha zurück. Er sah sie einen Augenblick an, dann sagte er eiskalt, indem er sie bei der Hand erfaßte; „glaubst Du denn, daß wir Hochgebornen je einer Bürgerlichen die Hand reichen würden, wenn ihre goldenen Füchse uns nicht lockten? Wir erweisen Euch die Ehre, das goldene „Von,“ nach dem ihr Bürgerlichen Euch sehnt wie die Juden nach dem Messias, für Eure frommen Tugenden führen zu können; ihr bezahlt dies Privilegium mit Eurem Vermögen, und wie könntet Ihr dies besser in Cours setzen?“

Die Hauptmännin nahm schnell ihre Hand aus der seinigen und sagte mit ersterbendem Laut: „Reinhardt, Du bist gräßlich.“

„Ach,“ fuhr er mit fürchterlichem Hohn fort: „verlangst Du vielleicht, meine zärtliche Gattin, daß ich wie eine Taube Dich umflattern soll? An dem Punkt, wo ich angelangt bin, hört alle und jede Schonung auf. Merke Dir dies. Und ich erkläre Dir, daß Deine Mutter mir von jenen besagten 12,000 Thalern noch das letzte Drittel, 4000 Thaler schuldig ist.“

„Besinne Dich, Reinhardt,“ hob mit aller Schonung auf den gereizten Zustand ihres Gatten Rücksicht nehmend die Hauptmännin an: „die

Mutter hat Alles bezahlt, Du hast nach der letzten Auszahlung Dir ja Dein Lieblingspferd, den Mohrenkopf, gekauft und bist zu Deinem Vergnügen nach Ems gereist."

"Tod und Teufel," schrie der Hauptmann wüthend, "willst Du Dich unterfangen mir nach- oder vorrechnen zu wollen, wenn ich mir eine Abwechslung gewährte? Das wäre mir noch das Letzte, was mir vorkommen sollte."

Mit dem Gefühl einer beleidigten Gattin und Tochter hob die Hauptmännin mit Kälte an: "Ich würde dies für verlorene Mühe erkennen! Aber nichts wird mich hindern, noch einmal zu sagen: daß meine Mutter keiner Forderungen von Deiner Seite mehr nachkommen darf."

"Du wolltest dies, Du bürgerliche Seele? Mit diesen Worten erfaßte er ihre Hand und preßte sie so zusammen, daß die Adern ausliefen. Der physische Schmerz, den die unglückliche Frau empfand, sprach sich in dem vergehenden Angesicht aus, doch kein Laut ihrer bewegten Brust sagte ihrem Peiniger, was sie litt.

Als der Hauptmann sah, daß er auf solche brutale Weise bei seiner Gattin seinen Zweck nicht erreichte, warf er verächtlich ihre Hand aus der seinen, schritt dann wieder in dem Gemach auf und ab, blieb dann plötzlich vor ihr stehen und sagte: "hast Du ein gutes Gedächtniß? Antworte aufrichtig."

"Es hat in meinem Unglück an seiner Kraft nichts eingebüßt," antwortete sie mit ermattetem Tone.

"Zum Teufel, bist Du denn so dumm, daß Du nicht gleich inne werden kannst, was ich von Dir erwarte; Du darfst, ich befehle es Dir, kein Gedächtniß haben," rief er außer sich.

Die Hauptmännin sah ihn ruhig an, doch kein Zug in ihrem Aeußeren verrieth den Sturm, der in ihrem Innern tobte.

"Da sieh mich nur an, und höre. Ich habe durch verschiedene Zufälle jetzt so viel Schulden, daß ich nicht weiß, wo ein noch aus, und wäre doch wohl ein Narr, mich so von meinen Schuldnern plagen zu lassen, da Deine Mutter Geld genug hat, um mich aus den Händen der ver — Juden flott machen zu können. Will also Deine Mutter nicht im Guten Geld geben, so muß sie es von Rechts wegen thun."

"Müssen? wer will meine Mutter zwingen?" fragte die gebeugte Frau mit frohem Muth.

"Ich!" rief wüthend der Hauptmann. "Ja! ich werde dann Deine Mutter bei dem Ober-Landes-Gericht verklagen, weil sie mir die noch fehlenden 4000 Thaler nicht zahlt, und darauf antragen, die Schuldnerin zur Zahlung anzuhalten."

"Um Gottes Barmherzigkeit willen," rief mit Todesangst die unglückliche Frau: "die Mutter hat es ja gezahlt?"

"Wie oft soll ich es Dir sagen, daß ich davon Nichts weiß. Ich brauche 4000 Thaler, um mein Leben nicht auf der Festung zu beenden. Diese muß ich haben. Die Art und Weise, wie ich zu dem Gelde komme, ist mir gleich, wenn ich es nur erhalte. In Uebrigen," fuhr er ironisch fort: "bleibt es sich am Ende gleich, ob ich das Geld jetzt, oder in einigen Jahren erhalte. Warum lebt die Mutter noch? Wäre sie todt, dann brauche ich nicht erst dieses Drama aufzuführen."

Mit dem Tone eines gebrochenen Herzens hob die Hauptmännin an: "handle, wie Du willst, aber rechne nicht auf meine Theilnahme an diesem Bubenstücke."

"Denkst Du, meine holde Taube, daß Du in dieser Scene nicht mitagiren solltest? Dir gebührt die erste Rolle darin," sagte er mit teuflischer Freude.

"Nie? Nimmermehr trete ich gegen meine Mutter auf," sagte sie entschlossen.

"Und doch wirst Du vor Gericht bekennen, daß Deine Mutter Dir noch Geld schuldet. Bei dem Allmächtigen, das mußst Du!" entgegnete er mit fester, sicherer Stimme.

Die Hauptmännin sank vernichtet auf das Sopha zurück, und bedeckte sich das Gesicht mit ihren Händen.

Eine fürchterliche Stille trat ein.

Da hörte die Hauptmännin ihren Gatten in das Nebenzimmer gehen, ihn zurück kehren und etwas Schweres auf den Tisch legen. Mit einmal fühlte sie sich von dem Arm ihres Gatten umschlungen, und er sagte mit ruhiger Stimme: "vergieb mir, liebe Frau, wenn ich in meiner aufbrausenden Hitze Dir vorhin weh gethan habe. Antworte mir nun ruhig und fest: glaubst Du nicht, daß die Mutter auf unsre Bitte uns Geld geben werde?"

"Nein Reinhardt, sie thut es, und kann es nicht



thun. Du weißt, das Fallissement des Bruders, die Unordnung, die dadurch in den Verhältnissen der Mutter hervorgerufen wurde, machen es ihr unmöglich, wenn sie auch uns helfen wollte. Im übrigen hat sie mir es auch zugeschworen, uns keinen Pfennig mehr zu geben, sondern das Vermögen, was mir noch gehört, unsern Kindern zu sichern."

"So bleibt uns nur noch das eine Mittel übrig, die Mutter zu verklagen, daß sie das Geld noch einmal zahlen muß."

"Um Gottes Barmherzigkeit, thue das nicht," rief die tiefergriffene Frau und sank ihm zu Füßen. Er aber griff kalt nach der auf dem Tische liegenden Pistole, nahm sie in seine Hand und sagte mit fester Ruhe: „Du siehst, sie ist geladen, ein Druck mit den Fingern — und ich bin nicht mehr. Willst Du die Seele Deines Gatten auf Dein Gewissen laden? oder die Klage wider Deine Mutter unterschreiben, die ja doch bloß eine Form ist? Denn da sie keine Quittung von mir hat, so wird sie ohne große Umstände zahlen. Du hast die Wahl. Fünf Minuten sind Dein zur Ueberlegung."

Todesschweiß floß von der Stirn der schmerzlich ergriffenen Frau nieder. Alle Adern schlugen in krampfhafter Zuckung, die Lippen zitterten und ihre ganze Gestalt bebte in geistigem Schauer.

Um dieser qualvollen Scene ein Ende zu machen, band der Hauptmann entschlossen sein Halstuch ab und hielt die Pistole in der Hand. Da rief plötzlich mit hinsterbender Stimme die Hauptmännin: „Ich will," und sank wie leblos zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der überlistete Abenteurer.

(Aus dem Französischen.)



Im vergangenen Sommer wandelte ich eines Tages zu Baden-Baden am Arme eines alten Freundes und erkundigte mich nach den Namen verschiedener Curgäste, mit denen ich bereits angenehme Stunden zugebracht hatte. Da fiel mein Auge unwillkürlich auf eine weibliche Gestalt, die mit einer sentimentalischen Physiognomie aus einem Fenster

des großen Gasthofes hinaus sah. Roland hatte die Bedeutung meines forschenden Blickes auf der Stelle verstanden.

— Die junge Dame, welche Sie an jenem Fenster erblickten, ist die Engländerin Miß Anna Dliger, der lange, hagere und düstere Gentleman, der an ihrer Seite steht, und der die tödtliche Langesweile eines übersättigten Menschen so schlecht verhehlt, ist ihr Vater, der ehrenwerthe Sir Ralph Dliger, ein wahrlich sonderbarer Mann, dessen Leben Stoff zu einem lesenswerthen Roman liefern würde. So wie Sie ihn hier sehen, war er vor zwanzig Jahren einer der ersten Galans, der Löwen Londons. Wenn er Ihnen gegenwärtig eher als ein Melodramen-Tyrann vorkommt, so liegt die Schuld an den Jahren, welche Niemanden schonen. Sir Ralph hat dem berühmten Brummel die Palme der Eleganz streitig gemacht; er ist in einem Liebeshandel der glückliche Nebenbuhler Lord Byrons gewesen; er hat mit dem Humpen in der Hand im Gin-Clube mit Keen gekämpft; und unter Seeräuberflagge mit dem Capitän Trelawney Streiffahrten unternommen. —

— Nachdem Sir Ralph auf seinen Caravannen zu Grunde gegangen war, heirathete er eine der schönsten und reichsten Erbinnen des Northumberland; seine Gattin starb nach zweijähriger Ehe vor Kummer, und hinterließ ihm eine einzige Tochter, Miß Anna, welche am Tage ihrer Vermählung zehn Tausend Pf. St. an jährlichen Einkünften, und später das sehr beträchtliche Vermögen ihres Vaters bekommt; denn Sir Ralph hat sich im verwitweten Zustande rangirt, und hat das Talent gehabt, bei verschiedenen mehr oder minder ehrbaren Geschäften sich mehrere Millionen zu erwerben. Sie können sich leicht vorstellen, daß eine so glänzende Partie auch viele galante Bewerbungen erwecken mußte. Sie hatte Anbeter von allen Sorten, reiche und arme, adlige und plebejische, zärtliche und passionirte, muntere und melancholische. Es war ein fortwährendes Turnier, wovon sie die Königin war, und worin die Prätendenten um den Preis der Geschicklichkeit, der Grazie und der Berührungskunst stritten. Sobald sie ausfuhr, schwangen sich zehn Reiter auf ihre Renner, um an ihrem Wagenschlage zu voltigiren; auf den Bällen waren für sie alle Tänzer; es gab nur für sie Bemühungen, Aufmerksamkeiten, und Seuf-

zer, was alle die übrigen weiblichen Gäste aufs Empfindlichste kränkte.

Unter allen diesen Bewerbern zeichnete Miß Anna, wie dieß gewöhnlich zu geschehen pflegt, gerade den Unwürdigsten aus. Der Ritter Gaetano Marchetti war freilich ein anmuthiger Jüngling, blaß und schlank, mit schönen blauen Augen, und mit langen, wundersam gelockten Haaren; überdies sang er wie ein zweiter David Rizzio; aber alle diese Vorzüge waren durch große Laster verdunkelt. Als ein Spieler, als unsittlicher, und wenig gewissenhafter Mann, hatte der Ritter Marchetti die Insel Malta, sein Vaterland, verlassen, und zwar in Folge einiger verdrießlichen Abenteuer. Nachdem Sir Ralph einige Erkundigungen über den Maltheser eingezo- gen, wollte er, aber zu spät, seine Tochter vor einer so gefährlichen Liebe warnen. Miß Anna hörte weder auf die Bitten, noch auf die Drohungen ihres Vaters. Derjenige, den man in ihren Augen herabsetzen wollte, war bereits Herr über ihr Herz, und sie weigerte sich beständig, die früher tadelns- werthe Aufführung des jungen Malthesers zuzu- geben. —

— Hätte Gaetano es mit einem weniger ener- gischen Vater zu thun gehabt, so wäre er heut zu Tage velleicht der begünstigte Gatte Miß Anna's, und der friedliche Besitzer eines unermesslichen Ver- mögens. Aber Sir Ralph war in seinen Ent- schlüssen eben so beharrlich, als in seinem Handeln fürchterlich, und er sann eben auf irgend ein ge- waltames Mittel, sich des ungebetenen Bewerbers zu entledigen, als ihm der Zufall einen von Gae- tano an Miß Anna geschriebenen Brief in die Hände spielte. Der Ritter, voll Sehnsucht, sich der Hand der Geliebten zu versichern, machte hr den Vorschlag, sie zu entführen, und bat um eine Unterredung in ihrem Hause. Eine Blume an der Leibbinde Miß Anna's sollte das Zeichen ihrer Ein- willigung sein.

Miß Anna hat dieses Schreiben gelesen.

— Befestige diese Blume an Deinem Busen, sprach zu ihr der Vater, und folge mir! —

Vater und Tochter machten einen langen Spa- ziergang, und begegneten dem Maltheser, welcher, die Blume gewahrend, vor Freude erbebte. Sodann führte Sir Ralph seine Tochter zu einer bekann- ten Familie mit der Weisung, bis zu seiner Rück-

kehr bei letzterer zu verweilen. Als dieß geschehen war, kehrte er heim in ein Häuschen, welches er am Ende von Baden auf dem Lichtenthaler Wege ganz allein bewohnte. Zur verabredeten Stunde fand sich Gaetano bei der Unterredung ein, und schritt die Treppe hinauf ohne Jemanden zu bege- gen; denn Sir Ralph hatte alle seine Dienerschaft ausgesendet. Voll der süßesten Gefühle tritt der glückliche Ritter in den Salon ein, und findet an- statt der Tochter den mit zwei Pistolen bewaffne- ten Vater.

Sir Ralph verschließt die Thür, und spricht zu dem vor Ueberraschung stummen, und vor Be- stürzung zitternden Verföhler:

— Ich könnte Sie des Lebens berauben, und ich hätte vielleicht das Recht dazu; denn Sie kom- men zu mir, um mir meine Tochter zu entführen, um eine Erbin ihres Vermögens zu berauben. Hier ist der Brief, welcher Ihre verbrecherische Ab- sicht enthüllt. Um Sie aber zu tödten, bedürfte ich dieses Hinterhaltes nicht; ein Zweikampf hätte mir schon lange die geforderte Genugthuung ver- schafft. Ich habe den Zweikampf verworfen, um Aufsehen zu vermeiden, und gegenwärtig will ich gegen Sie diese Waffen nur für den Fall gebrau- chen, als Sie sich weigern sollten, mir zu gehor- chen. — Sie sollen Baden-Baden auf der Stelle verlassen; Sie werden nicht eher Ruhe haben, als bis Sie zwei hundert Meilen von hier entfernt sind, und Sie sollen nie mehr, weder vor mir, noch vor meiner Tochter erscheinen. Zum Lohne Ihrer Folg- samkeit und zur Bestreitung Ihrer Reisekosten weise ich Ihnen dreißig Tausend Franken an. Uebrigens wird Ihnen diese Gelegenheit willkommen sein, Ihre hier gemachten Spielschulden auf eine so unerwar- tete Weise tilgen zu können.

Gaetano wollte sprechen.

— Kein Wort! rief Sir Ralph mit don- nernder Stimme; Sie kennen mich sehr gut! Be- denken Sie, daß die mindeste Zögerung Ihnen das Leben kosten würde. —

— Ich werde gehorchen, — lautete die Ant- wort des Ritters.

— Wohlan! Ihre dreißig Tausend Franken sind in diesen Secretär; nehmen Sie dieselben.

Wenigstens gestatten Sie, daß ich dieses An- erbieten ablehnen könne . . . .

Ein gebietender Wink Sir Ralph's entwarfnete das scheinbare Zartgefühl des Malthesers.

— Aber, sprach er, dieser Kasten ist verschlossen! —

— Deffnen Sie ihn —

— Der Schlüssel steckt nicht. —

— So brechen Sie das Schloß auf —

— Wie? Sie wollen . . . . .

— Sprengen Sie das Schloß, oder ich schieße. Gaetano gehorchte.

— So recht! Nehmen Sie dieses Päckchen Banknoten. Haben Sie eine Brieftasche?

— Ja.

— Lassen Sie diese am Fuße dieses Kastens niederfallen.

— Wie!

— Ich bedarf eines Beweises, der Sie anklagt, der Sie verdächtigt.

— Aber . . . . .

Wählen Sie zwischen dem Verdachte ein Dieb zu sein, und dem Tode! Ihre Wahl ist getroffen. Jetzt fliehen Sie. Sie werden nun vor mir schreiten, und ich werde Sie erst eine Meile weit von hier verlassen. Uebrigens seien Sie unbesorgt. Ich werde spät zurückkehren, und erst dann Klage führen, wenn Sie den nöthigen Vorsprung haben, um den Continent zu verlassen; sollte es nothwendig sein, zählen Sie sogar auf meinen Schutz. Was die Illegalität meiner Handlung anbelangt, so würde ich solche nie begehen, wenn es in der Möglichkeit der Gesetzgebungen läge, verschmißte Abenteuerer unschädlich zu machen, und elende Verführer zu erreichen. —

Anna konnte nun an dem wahren Werthe des Malthesers nicht mehr zweifeln. Sie vergaß Gaetano, und steht nun im Begriffe, einen ihrer Bettern, der eine Rittmeistersstelle im schottischen Lanzierregimente bekleidet, zu ehlichen. —

## Orion,

ein Phantasiestück,

von

D. Roquette.



Starker sittlicher Drang ohne angemessene Grundlage der Sittlichkeit, in welcher das Vermögen beruht, jenen Willen zur That werden zu lassen, führt zur Ueberspannung und Schwärmerei. Denn geneigt, wie der Mensch einmal ist, die Befähigungen, die ihm abgehen, als überhaupt die menschliche Natur übersteigend zu betrachten, bezweifelt der Einzelne im idealen Ringen nach einer ihm unerreichbaren sittlichen Vollendung das Vorhandensein des Vermögens dazu in Vausch und Bogen: im Zweifel verzweifelnd sucht er, was in ihm nicht existirt, was er neben sich nicht findet, über sich: er wirft sich dem Uebersinnlichen in die Arme, und flüchtet in eine Welt, in der höhere Mächte walten und sich seiner erbarmen, in die Welt der Wunder. An das Unbegreifliche klammert er sich als an den Halt und Hebel des Natürlichen, dessen Zusammenhang er, nun einmal verblendet, nicht mehr entdecken kann. — So entstand bekanntlich die Romantik, deren Hauptzug dieser ist, daß sie das

Menschliche, natürlich Begreifliche in Zusammenhang mit und Abhängigkeit von dämonischen Mächten setzt. Daß sie dieses Dämonische bald aus der Menschenseele herauslesen zu lassen, bald als von Außen hereinwirkend darzustellen versuchte, ist hier kaum zu erwähnen; nur müssen wir hinzufügen, daß selbst das Rein-göttliche, wenn es im Widerspruche gegen anerkannte Naturgesetze auf dem Wege des Wunders, d. h. der unmittelbaren Einwirkung in unser Thun und Denken eingreifend gedacht wird, nur als dämonisch erkannt werden kann. Das zweite und hauptsächlichste Kennzeichen jener eigenthümlichen poetischen — oft freilich nur zu unpoetischen — Erscheinungen, welche wir mit dem literarhistorisch-technischen Ausdruck Romantik zusammenfassen, besteht darin, daß das Menschliche und Dämonische mit unklarem Bewußtsein, aber bestimmtem äußern Zweck in einander geschoben wird; denn die Verbindung jener beiden Elemente hat auch das Märchen mit der romantischen Dichtung gemein, und doch ist es von dieser himmelweit verschieden, weil es diese phantastische und unmögliche Vermischung nur im reinen Spiel, ohne äußere Tendenzen und Absichten vornimmt; der wunderliche Ernst der Romantik schwimmt in seiner eigenen Unklarheit; das Märchen, sich selbst nur als einen Scherz erkennend, gewinnt an Bestimmtheit. Eben darum ist letzteres auch der Klassificirbarkeit fähig, weil

es, wie jedes Kunstwerk, am Ende nur um seiner selbst Willen existiren will, und nicht aus, ihm wie den Zwecken der Poesie fremden, Absichten sich herausarbeitet. Ebenso wird das Märchen, diese freiste Bewegung der Phantasie, ein ewiger Gegenstand der poetischen Anregung sein und zu allen Zeiten cultivirt werden, während die Periode der Romantik abgeschlossen ist. Und wenn aus dieser abgestorbenen Wurzel noch hie und da schwache Keime emportreiben, so sind sie nur als Anachronismen zu betrachten, als Verirrungen des Geistes, welcher, von den abgelebten Erscheinungen der Vergangenheit zu lebhaft angeregt, momentan selbst den Boden der Realität, nach welcher die Gegenwart mit allen ihren Kräften hinzielt, verloren hatte. Ob dieß denkbar sei? Haben doch die Verirrungen aller Zeiten ihre Samen durch lange Jahrhunderte gestreut! Sind wir doch zu nichts so leicht geneigt, als diesen Samen in uns aufzunehmen, fast wie Krankheitsansteckungen! Und eben darin liegt auch eine Art Entschuldigung für den, welcher in solche Untugenden der Vergangenheit momentan zurück fällt. Verpflichtet aber sind wir zur Nachsicht, wenn wir mitten zwischen der Verirrung die Züge der Gesundheit und der Kraft zum Besseren herauslesen.

Roquette's „Drion“ ist ein solcher Anachronismus, wurzelnd in dem „tollen Zauberwesen“ der Romantik. Das rächende Schicksal, welches wegen alter Familienverbrechen die gräßliche Familie seit Jahrhunderten verfolgt und austrottet, ist an sich eben so haltlos als das kirchliche Dogma von der Erbsünde, womit es vollkommene Aehnlichkeit hat. Ebenso die verhängnißvolle Rolle, welche das alte Kirchengemälde spielt. Dieses Bild, jenes Ereigniß darstellend, von welchem sich der Fluch des Grafenhauses datirt, enthält in sich die eigentliche dämonische Macht, welche durch den „Drion“ sich wirksam beweist; mit ihm verketteten sich näher oder ferner, mittelbarer oder unmittelbarer, die Schicksale aller Personen, welche demselben zu nahe kommen, zu einem tragischen Ausgang, welcher von dem Augenblicke an, wo das Geheimniß, das an dem Bilde haftet, enthüllt wird, mit Sturmgewalt hereinbricht, und Tod, Trennung und Trauer um sich her verbreitet. Dieses ist der kranke Mittelpunkt des Buches, über welchen wir nach den obenstehenden Bemerkungen nichts mehr zu sagen haben. Der Dichter malt uns eine Geschichte, deren Triebfeder das Wunder ist, welches über das Schicksal seiner Personen entscheidet — eine Geschichte, deren Grundgedanken beleidigen muß, weil er der Vernunft entgegensteht, und vorhandene Wirkungen nicht aus natürlichen, darum nothwendig Glauben fordernden Gründen ableitet, sondern an Phantasmagorien knüpft, aus denen wir keine Nothwendigkeit herauslesen können.


Wenn wir diesen Tadel über ein Werk, das

überhaupt vielmehr ein Gedicht, denn eine Erzählung zu nennen ist, aufs Bestimmteste aussprechen, weil wir glauben, daß in der augenblicklichen vorbereitenden Epoche der Poesie nicht entschieden genug vor Irrwegen gewarnt werden kann, wenden wir uns mit desto größerem Vergnügen zu den Lichtseiten des Werkes. Da ist es denn vor allen Dingen einzugestehen, daß Roquette selbst sich einem dunklen Gefühle seiner Verirrung sichtlich nicht hat entziehen können. Die schreckensvolle Macht des dämonischen Bildes, die er uns freilich oft genug vor die Seele ruft, um sie gehörig ins Licht zu stellen — was, beiläufig gesagt, mit großem Geschick geschehen ist, scheint in der That nur, was sie vorstellt, und wir können sie füglich als eine überflüssige Zugabe des Dichters betrachten, mit der uns seine Phantasie ein, leider unwillkommenes, Geschenk macht. Es hätte derselben gar nicht bedurft, um die Ereignisse naturgemäß sich entwickeln zu lassen, und er täuscht sich in seiner misleiteten Vorliebe nur selbst, wenn er jenes Wundermotiv für einen nothwendigen Hebel hält, da er die Charaktere seiner handelnden Personen so darstellt, daß aus ihnen selbst die vorliegenden Ereignisse hervorgehen könnten und müßten. Sein eigener unbestimmter Trieb scheint ihn zu einer psychologischen Motivirung der Handlungen und Ereignisse hingeführt zu haben, welche eben doch die einzig poetische und wahre ist. Welch einen ungemeinen Dienst ihm dieser glückliche poetische Instinkt geleistet hat, mag vielleicht ihm selbst nicht zum Bewußtsein gekommen sein. Ohne den Beistand dieser psychologischen Entwicklung der Handlung aber würde die Wirkung seiner Erzählung geradezu sich als unerträglich herausstellen. Er würde uns schreckensvolle Ereignisse haben zeichnen müssen, welche außer allem Zusammenhang mit den davon betroffenen Personen ständen, und nichts widerstretet dem Gefühl so sehr, als der Ablick unverdienter harter Schicksale, welche über harmlose Menschen hereinbrechen. Indem er aber das that, was er that, indem er die Ereignisse mit den Charakteren in Einklang verlegte, übte er wenigstens eine Art von poetischer Gerechtigkeit, ja er bereitete sogar einen Schluß vor, der ohne gar zu gezwungen zu sein, den Leser versöhnt und beruhigt, wozu der schöne fast lyrische Schluß des Buches mit beiträgt. Auf diese Weise konnte ihm auch gelingen, was nach den Uberschriften der Kapitel ihm vorgeschwebt zu haben scheint. Er wollte eine Geschichte erzählen, die einem wilden, gespenstigen Sturme gleich auf die Phantasie wirkte. Durch solch ein Ungewitter führt er uns hindurch. Mit dem heiteren Himmel beginnt die Scene. Allmählich wird die Atmosphäre schwül und düster. Wolken sammeln sich am Horizont und ballen sich zum Ungewitter,

aus dem plötzlich Verderben und Entsetzen niederhagelt. Die Opfer fallen unter den tödtlichen Streichen; befriedigt verzieht sich das schwangere Gewölk wie eine versöhnte Gottheit, und bald liegt der Frieden aufs Neue über dem Felde der Verwüstung, aus dessen Niederlage die Sonne wieder neue Keime und Blüten hervorlockt. War dieser Gesamteindruck beabsichtigt, so ist er im Ganzen trefflich gelungen, und bei allen Mißgriffen des Dichters, die seinem Werke den Stempel des Experimentirens aufdrücken, müssen wir die Uebersetzung aussprechen, daß er das Zeug besitze, in späteren Arbeiten sehr Gutes zu leisten, und ein ganzes Lob zu erlangen, indem er das Leben wie es ist schildern und den Anforderungen der gegenwärtigen Bestrebungen genügen wird. Seine Gestalten sind fast durchgängig lebensvoll und naturgetreu; aber selbst wo er einem jugendlichen Hange zum sentimentalischen Schwärmen nachgeht, zeigt sich doch als Grundzug der überspannt dargestellten Figuren Kraft und Weihe: in den nebelhaften Formen steckt Etwas von Naturwüchsigkeit, ein echter Kern, der auch aus der Hülle hervorschimmert. Aus diesem Grunde sowohl, als weil in der Art und Weise der Sentimentalität sich die Liebenswürdigkeit einer noch ganz jugendlich-naiven Träumerei ausdrückt, kann man mit dem bezeichneten Fehler sich gerne ausöhnen. Ueberschwänglichkeit ist ja in der Regel das Eigenthümliche der ersten Entwicklungsperiode eines poetischen Talentes. Sie spricht sich denn auch in der ganzen Tendenz des „Orion“ aus. „Liebe“ und „Freundschaft“ sind die Ideen, von denen am frühesten unser Herz beseelt und unsere Phantasie angeregt wird, wenn wir zum Bewußtsein gekommen sind. Um Liebe und Freundschaft gruppieren sich die Ereignisse des Buches, und beide zeigen sich immer und immer in ihren idealsten Wendungen, als Selbstopferung, Hingebung und frommer Glaube; darum ist der Totaleindruck des Buches wohlthuend schön — Harmonie durch und durch, welcher die Mißlänge nur als Folie und wie Gegensätze des Dunkeln gegen das Helle dienen zu sollen scheinen. Die ganze Haltung des angeschlagenen Tones neigt sich zur Lyrik hin, und nicht bloß die eingelegten gereimten Gedichte, sondern viele in Prosa geschriebene Seiten gehören derselben an. So ergeben sich freilich Längen der Darstellung, welche die Kunstform nicht gut heißen kann, die wir aber gerne dahin nehmen, denn, um zum Schlusse Alles in Allem zusammenzufassen, haben wir Rosettes Büchlein eben nur als schöne Probe eines erfreulichen Talentes betrachtet und als solche besprochen. Lernt dieses Talent sich in seinen Richtungen bestimmen und in der Form strenger zusammenfassen, so werden wir bald einen jungen Dichter in optima forma zu begrüßen haben, dessen Leistungen weit

über dem Niveau der modernen, theils verstandesfüchtigen, theils engbrüstigen Schriftstellereien sich erheben werden.

### Volksmelodien der Finnen. \*)

 In Finnland lebt noch ein Volk, rein und unverdorben, wie es aus den Händen der Natur hervorging. Zwischen seinen schroffen Granitfelsen, in den unabsehbaren Fichtenwäldern, lebt es getreu den Sitten seiner Väter, gutherzig und ohne Falsch, arbeitsam und gastfrei, sich nährend vom Ackerbau, von der Viehzucht, Jagd und Fischerei, begabt mit einem lebhaften Gefühl für die erhabenen Schönheiten der nordischen Natur, sich erfreuend an den alten Sagen und Liedern seiner grauen Vorzeit.

Wo nur ein geeignetes Plätzchen sich vorfindet, in der Nähe eines klaren Sees oder eines schäumenden Wasserfalles, da ist auch das Land urbar gemacht, da stehen einige niedrige hölzerne Hütten, bewohnt von einem kleinen und armen, aber zufriedenen und kräftigen Völkchen, welches am Tage unermüdet, oft meilenweit, seinen mühseligen Arbeiten nachgeht, und Abends sich wieder in der vom brennenden Kienspan erleuchteten Hütte zu traulichem Gespräche versammelt. Da gehen denn noch die alten Traditionen und Gesänge, voll von dunkeln Mythen und seltsamen Sitten und Gebräuchen einer längst vergangenen Zeit, von Mund zu Mund, vom Vater auf den Sohn über, da erhalten sich noch die Melodien der uralten Volkslieder in ihrer ganzen Reinheit und Reinheit.

Dunkel und geheimnißvoll, wie ihre vom Nordlicht durchzuckten langen Winternächte, schroff und wild, wie ihre Felsen und Klüfte, sind die Mythen und Sagen der Finnen; schaurig und unheimlich, wie das Helldunkel ihrer Sommernächte, traurig und schwermüthig, wie ihre weiten, düsteren Fichtenwälder, sind die Lieder und Melodien dieses Naturvolkes.

Auch den gewöhnlichsten Geschäften des Lebens suchen die Finnen eine poetische Seite abzugewinnen, ihr Gespräch ist gewürzt mit alten Sprüchen und Liederbruchstücken. „Auch aus des Thoren langen Reden und des Unverständigen Worten macht

\*) Wir theilen diese interessante Schilderung finnischer Volkspoesie und Volksmelodien aus Nr. 20 u. v. Bd. der „Neuen Zeitschrift für Musik“ im Auszuge mit.

der Weise ein Lied" sagt ein altes finnisches Sprichwort; in der Hütte, auf dem Felde, bei der Arbeit und bei den Festen, bei frohen und traurigen Ereignissen ertönen ihre Melodien, einfach und kunstlos aber herzlich und rührend.

An Feiertagen und bei festlichen Gelegenheiten versammeln sich die Bewohner der zerstreut, oft weit von einander entfernt liegenden Hütten auf einem bestimmten Platze im Walde. Die jungen Leute ringen und kämpfen mit einander, der Bogen wird gespannt, die Abenteuer der Bären- und Wolfsjagden werden erzählt, und die Gesangwettkämpfe beginnen in derselben Art, wie wir sie unter andern auch bei den Grönländern vorfinden. Bei diesen Sängerkriegen singt abwechselnd Einer nach dem Anderen, und auch die Frauen bleiben nicht zurück. Je länger der Sanger seinen Gegenstand behandelt, aufgemuntert durch den Beifall der Zuhörer, desto verdienstvoller, denn ihr Sprichwort sagt: die Nacht verlängert den Tag, der Gesang das Bier im Krüge. Bis zum späten Abend besingen sie aus dem Stegreife ihre Liebe und ihr Leid, ihre Arbeiten und Erholungen, Jagden und Unternehmungen, geißeln gegenseitig ihre Fehler und Lächerlichkeiten, und die ermatteten Kehlen werden von den Zuhörern so oft wie möglich mit Bier oder Brantwein erfrischt. Zuweilen ergreift ein geachteter alter Dorfsänger oder ein geschicktes junges Mädchen das uralte Nationalinstrument, die finnische Harfe: Kantele, um den Gesang zu unterstützen; dramatisch lebendiger wird der Vortrag; zwei einander gegenüber Sitzende fassen sich bei den Händen, und langsam die Köpfe wiegend, während ihres, mit ernstem, nachdenkendem Gesichte ausgeführten Gesanges, erhebt wechselnd der Eine den Anderen vom Sitze in die Höhe; Gespräch und Pantomimen unterbrechen die Lieder, und Landleute, die weder lesen noch schreiben können, hört man da sich oft in höchst poetischen Ergüssen äußern. Bei Taufen, Hochzeiten und der Beerdigung geliebter Todten ertönen die improvisirten Gesänge der Männer und Frauen.

Am Pfingstfeste, Helaa, versammeln sich die Finnen besonders in Tavastland und um Abo, zu Spielen, Hipa genannt und tanzen um Freudenfeuer auf den Feldern und in den Wäldern. Seit alten Zeiten wird das Fest Allerheiligen, Kekri, mit abergläubischen Gebräuchen und bestimmten Gesängen der Freude über die Jahreserndte gefeiert. Am Feste Joulu, von ihnen schon vor Einführung des Christenthums um die Weihnachtszeit gefeiert, sitzen die Alten beim Bierkrüge und sehen den Ringeltänzen der Jugend zu, welche, wie es der Gesang oder eine vorzustellende Sache erfordert, bald von Frauen allein, von beiden Geschlechtern ausgeführt werden. Eine alte Frau, welche noch die dazu gehörenden

Gesänge kennt, ist bei solchen Gelegenheiten stets unentbehrlich.

Forschen wir nach der Ursache, welche diesem Volke seinen Naturzustand bewahrte, aber auch seine Cultur, seinen Wohlstand und seine Bevölkerung zurückhielt, so finden wir diese in seiner Geschichte, die bis zum 18ten Jahrhundert ein Gemälde der verheerendsten und entsetzlichsten Kriege darbietet. Kaum aufblühende Städte wurden zerstört, mühselig behaute Aecker zertreten, tausende seiner Söhne wider Willen in den Strudel gezogen und hingeopfert. Wenn das Volk aus allen diesen Stürmen dennoch seine Eigenthümlichkeit, seine Nationalität errettete, seine Gutherzigkeit bewahrte, seine Gemüthlichkeit nicht einbüßte, so ist dies ein Zeichen des kühnsten Muthes, der ausdauerndsten Beharrlichkeit, des edelsten und männlichsten Charakters.

Ein Volk, dem noch die feinere Cultur Europa's fremd blieb, dessen uralte Traditionen noch nicht durch eine neuere Literatur verdrängt wurden, welches noch dichtet und singt ohne andere Regeln, als die ihm das natürliche, angeborene Schönheitsgefühl vorschreibt, gestattet uns einen tiefen Blick in die früheste Geschichte der ungetrennt aufblühenden Künste Musik und Poesie.

Hier, wie überall, wo Menschen wohnen, singt das Volk seit undenklichen Zeiten. Runo ist in Finnland der Name für Lied überhaupt. In den alten nordischen Sprachen bedeutet Run, Runa, Gesang oder Rede, eine Art Declamation, einen Uebergang vom Sprechen zum Singen, dann auch Zaubergesang und Beschwörung. Wie in den meisten alten Sprachen fließen auch hier die ursprünglichen Begriffe von Singen und Sprechen in einander. Auch hier erkannte das Volk die wunderbare Macht der Musik über das Gemüth des Menschen schon frühzeitig, und seinen Sagen nach ist der höchste Gott auch der Schöpfer der Töne. Wäinämöinen erfand die finnische Harfe Kantele, und gab sie den Menschen zur Freude und zum Troste, ihre Liebe zu feiern und ihre Schmerzen zu lindern. Die ersten Töne, welche der Gott seiner Harfe entlockte, bewirkten auch hier dieselben Wunder, wie bei den Indiern, Chinesen, Griechen, Scandinaviern und andern Völkern; nicht allein die Menschen, auch die Thiere, ja die leblosen Felsen, die Bäume, die Wellen wurden von der Zauberkraft der Musik ergriffen.

Dichtkunst und Musik waren einst über ganz Finnland verbreitet; bei den Küstenbewohnern jedoch sind diese Künste schon in die Städte gedrängt, und nur in den inneren Provinzen, besonders aber in Sawolax und Karelén, leben noch Naturdichter auf dem Lande, von deren gemüthlichen Dichtungen die Geistlichen daselbst handschriftliche köstliche Sammlungen besitzen. Jedes Dorf hat dort noch seine

Dichter und Sänger, und oft kommen mehrere derselben zusammen, um gemeinschaftlich ein Gedicht auszuarbeiten. Dr. Lœnrot, welcher mehrere Jahre in Finnland umherzog, dem Volke jene Gesänge abzulassen, hat in dem Werke: Kanteletar, seine reichen aufgefundenen Schätze mitgetheilt. Die Mythen und Sagen aber, welche noch in den ältesten jener Runen leben, ordnete er und reihete sie zusammen zu dem wunderbaren Nationalepos: Kalewala, welchem ein Theil der hier folgenden My-

then, nach dem von Marmier mitgetheilten Auszuge entnommen sind. Es enthält die sehr verzweigten und dunklen Bilder der finnischen Mythologie, und besingt die Urzeit der Erde und ihrer Geschöpfe, wo das lebendige Wort noch die ganze lebende und leblose Natur durchdrang, bis zu der Zeit, wo Maria und Jesus erschienen, der Herrschaft der alten Götter ein Ziel zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

**Contrebande.** Hr. B. . . ., ein Kaufmann aus Marseille, hatte mit seiner Gattin eine Reise nach England gemacht. Am Tage vor ihrer Abreise von London sprach Mad. B. . . zu ihrem Gatten: „Ich habe hier fünfzig Louisd'or, und bedaure, mir heute nichts gekauft zu haben. Erst wollte ich mir Spitzen kaufen, und hatte mir sehr schöne ausgewählt; aber ich wurde nicht mit dem Kaufmann über den Preis einig, und ärgere mich jetzt, sie nicht genommen zu haben, denn in Frankreich müßte ich dieselben Spitzen viel theurer bezahlen.“ — „Aber, meine Liebe!“ erwiderte der Gatte, „Du kannst im Gegentheil froh sein, daß Du sie nicht gekauft hast. Weißt Du denn nicht, wie streng die Douanen sind?“ — „Denkst Du denn, ich hätte die Spitzen in meinen Koffer gepackt? ich hatte mir ein vortreffliches Mittel ausgedacht, sie einzupacken; ich hätte sie unter meine Gewänder verborgen.“ — „Ein schönes Mittel! Die Douane hätte sie auch da auffindig gemacht.“ — „Warum nicht gar? Meinst Du denn, eine Dame würde einer solchen Visitation unterworfen?“ — „Ja wohl, meine Theuere, sie wird entkleidet, zwar nicht von den Zollbeamten, aber von zu diesem Behufe angestellten Frauen. Man hätte die Spitzen in Beschlag genommen, uns noch außerdem einen Prozeß an den Hals geworfen, und wir wären noch in starke Strafe verfallen.“ — „Du bist auch gleich gar zu ängstlich!“ — „Ich versichere Dich, meine Liebe, so käme es.“ — „Meinetwegen. Aber zu was dient dieser Streit, ich habe ja keine Spitzen gekauft.“ Als Hr. B. . . fort war, trat der Kaufmann mit den Spitzen zu Mad. B. . . ein, und sagte ihr, daß sie dieselben für den gebotenen Preis bekommen solle. Mad. B. . . trägt einen Augenblick Bedenken, nimmt aber doch die Spitzen, und verbirgt sie in den verborgensten Theil ihrer Kleidung. — Die Reise ging fort. Als das Paketboot im An-

gesichte von Boulogne war, konnte Mad. B. . . sich einer gewissen Unruhe nicht erwehren; ihr Gatte bemerkte dies, und sprach: „Ich weiß wohl, warum Du eine so traurige Miene machst! Du bedauerst noch Deine Spitzen; aber in einer Stunde, wenn Du die Douane passirt hast, wirst Du nicht mehr bereuen, diesen Kauf unterlassen zu haben.“ An der Douane begnügte man sich mit einer oberflächlichen Untersuchung, und Mad. B. . . wollte sich schon ganz erfreut zurückziehen, als Hr. B. . ., der überlegte, daß er vor seiner Frau als Lügner dastehen und Unrecht haben würde, wenn nicht die Douane bei der Untersuchung mit der ganzen Strenge verführe, womit er sie bedroht hatte, ganz leise dem Zollinspector in das Ohr flüsterte: „Die Dame führt Contrebande bei sich, ich weiß es gewiß, lassen Sie sie sorgfältig untersuchen.“ Dieser Wink blieb nicht ohne Erfolg. Mad. B. . . ward höflichst gebeten, in ein anstoßendes Zimmer zu treten; man entkleidete sie, und die Spitzen wurden gefunden. Man denke sich die Bestürzung des Hrn. B. . . Er bezahlte die Strafe und die Kosten, und außerdem noch eine bedeutende Gratification, um fernere Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Um das Maß seines Unglücks voll zu machen, beging die Douane noch die Indiscretion, ihm in Gegenwart seiner Frau laut ihren Dank abzustatten. Daß ihm dieß bei dieser übelbekam, läßt sich denken.

**Napoleons Ehrerbietung gegen große Künstler.** Napoleon befolgte oft ein sonderbares System, um das Andenken an große Künstler zu ehren, wie dies auch aus folgen dem Vorfalle hervorgeht. Als er nach seiner Thronbesteigung Antwerpen besuchte, begab er sich nach der St. Jacobskirche, ließ sich die Gruft des berühmten Malers Rubens aufschließen, und stieg in dieselbe hinunter. Die Personen, welche ihn dahin

begleiteten, erzählen, daß der einbalsamirte Körper noch alle seine menschlichen Formen behielt, nur das Fleisch hatte eine etwas bräunliche Farbe angenommen. In der Tracht der Ritter seiner Zeit angelegt, und mit den reichsten Stoffen bekleidet, trug er überdies an seinem Halse, und auf seiner Brust alle Ketten, und allen Schmuck, den der berühmte Maler und Diplomat von verschiedenen Souverainen aus mehreren Anlässen erhalten hatte. Der Kaiser betrachtete einige Augenblicke im Stillen dieses sonderbare Schauspiel, und strich dann mit seiner kleinen weißen Hand das braune Antlitz, und den Bart der Leiche. Er kehrte sich dann plötzlich um, als er sah, wie einer seiner Adjutanten, um sich vor der Feuchtigkeit in der Gruft zu schützen, den Hut aufgesetzt hatte. — „Ich würde Ihnen fast eher verzeihen, wenn Sie in meinem Zimmer den Hut aufsetzten“ — sprach er mit gebietender Miene zu dem wackern Offizier, der sich nicht erklären konnte, warum Napoleon von ihm diese Achtungsbezeugung verlangte. Nach Beendigung dieser seltsamen Visite stieg Napoleon in die Kirche hinauf, und wendete sich an den Pfarrer, der sich nun etwas Ersprißliches für das Gotteshaus versprach. — „Mein Herr, redete ihn Napoleon an, Rubens ist ein großer Maler . . . . . Sie werden morgen nach dem Louvre das Gemälde expediren lassen, welches diese Capelle ziert.“ — Und dabei entfernte er sich, den Pfarrer verlassend, welcher sich nicht erklären konnte, wie man den Künstler dadurch ehren wollte, daß man seine Grabkapelle der einzigen Zierde beraubte. Das Bild ging Tags darauf wirklich nach Paris ab, und kehrte erst im J. 1814 zurück.

**Ein Prozeß.** Aus der Erbschaft des berühmten Arztes Dr. Dupuytren kam ein Prozeß vor den Gerichtshof der Seine in Paris, zur Entscheidung. Dupuytren hatte nämlich seinem Geburtsort Pierre Puffière 50,000 Frs. zur Errichtung

eines Springbrunnens, welcher den Namen Adelaïdebrunnen tragen soll, vermacht. Diese Bestimmung war noch bei Lebzeiten laut geworden, und der Maire der Stadt hatte deshalb eine Anfrage bei Dupuytren gemacht, welche diesen dergestalt beleidigte, daß er brieflich das Vermächtniß widerrief, in dem Testament jedoch nicht. Die Erben wollten das Geld zurückhalten, es kam zur Klage und die Entscheidung ist dahin ausgefallen, daß die Erben das Geld deponiren, und daß dasselbe der Stadt gezahlt werden soll, sobald der Brunnen errichtet ist. Von Interesse sind die bei dieser Gelegenheit bekannt gewordenen übrigen Bestimmungen des Testaments, so heißt es z. B. an dem Schluß desselben: „Hrn. v. Rothschild, welchem ich nichts zu vermachen wüßte, was ihm angenehm sein könnte, und dem ich doch gern einen Beweis meines Vertrauens geben will, ernenne ich zu meinem Testaments-Executor. Meinen Leichnam vermache ich den Herren Broussais und Cruveilhier, damit sie ihn, wenn sie es für zweckmäßig halten, seciren. Seiner einzigen Tochter, Adeline Dupuytren, hatte er bei ihrer Verheirathung mit dem Grafen Beaumont 50,000 Frs. Renten zur Aussteuer gegeben. Er fügte durch das Testament noch zwei Mill. Frs. Capital hinzu. 200,000 Frs. vermachte er für einen Lehrstuhl der Anatomie und mehrere bedeutende Summen zur Vollendung kostbarer medicinischer Werke. „Alles, was ich vermache,“ heißt es in dem Testament, „habe ich durch meinen Fleiß erworben, welchem sich nie strafbarer Eigennuß beigemischte, sondern der nur mit Ordnung und Sparsamkeit gepaart war. Ich empfehle meinen Kindern und ihren Enkeln diesen Grundsatz, denn Ordnung und Sparsamkeit bilden zusammen eine gewaltige Macht.“

**Eine Inschrift.** Ein Haus hat über dem Thore ein Heiligenbild und darunter die Worte: „Dieses Haus steht in St. Florians Hand; wenn's abrennt, ist's seine eigene Schand!“

---

## Zur Nachricht.

Mit gegenwärtiger Nummer als dem Beginne des zweiten Halbjahres geht die Abendzeitung in die Hände des Herrn Bruno Hünze über. Bestellungen, Briefe u. s. w. werden daher unter der Adresse: „Buchhandlung von Bruno Hünze in Leipzig“ erbeten.

---

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.